

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Briefe und Bilder aus dem Großherzogthum Baden und dem Elsaß

Das Großherzogthum Baden

Jäger, Carl

Leipzig, 1841

Mannheim, den 20. März 1838

[urn:nbn:de:bsz:31-334622](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-334622)

Mannheim, den 20. März 1838.

Bevor ich Dir, mein Freund, über das herrliche Land, in welchem ich mich, dem Himmel sei es gedankt, seit einigen Tagen befinde, Näheres und wo möglich Interessantes mittheilen werde, erwähne ich mit wenigen Worten meiner jüngsten Vergangenheit.

So verleidet mir schon längst mein Aufenthalt in Mainz war, so mußte ich doch noch in der heiligen Bundesfestung den Kelch bitterer Erfahrungen bis auf den letzten Tropfen leeren. Eine Erkältung in der Sylvesternacht warf mich auf's Krankenlager. In meiner Brust tobte es gewaltig; sie war der Kampfplatz, auf dem alte Sünden, neu geweckt, mit doppelter Hartnäckigkeit gegen mein Leben kämpften. Die Aerzte gaben mich auf, ich selbst hatte alle Hoffnung verloren, nur mein treuer Diener Friedrich verzweifelte nicht. So lag ich wochenlang zwischen Leben und Tod, fast immer bewußtlos, und wenn ich in den wenigen lichten

Augenblicken meinen entfleischten Körper betrachtete, wenn ich fühlte wie meine Kräfte dahingeschwunden, und wenn mich in diesen Betrachtungen jener lebenswürdige Husten unterbrach, der jedes Mal ein Bißchen Lebenskraft mehr entführte — ja dann, mein lieber Richard, erfaßten mich schreckliche Gedanken! Es war der Tod, der sich in allen seinen häßlichen Bildern mir zeigte, und obschon ich keinen Grund habe ihn zu fürchten, so wünschte ich doch noch zu leben, so wenig ich auch von meinem Leben zu erwarten hatte.

Mein Wunsch ward erfüllt, ich erholte mich, und Anfangs März war ich so weit genesen, daß ich wieder arbeiten konnte.

In der Mitte dieses Monats verließ ich Mainz, zwar noch schwach, aber herzlich froh; denn wie glücklich fühlt man sich einen Ort zu verlassen, in dem man eine lange Zeit nur Unangenehmes und Widerwärtiges erfahren hat!

Du kennst das Weinvertilgende Leben in dieser Stadt so gut als ich; Dir sind die treuherzigen, langweiligen Oestreichischen, die einen leichten Sinn besitzenden Preussischen Officiere so gut bekannt als mir, daher nichts darüber, aber lache mit mir über zwei Anekdoten, die sich kürzlich hier zugetragen.

Einen jungen Mainzer, allgemein in der Stadt

unter dem Namen „Comte Joli“ bekannt, ließ die Natur groß, schlank und nicht häßlich, aber unmenschlich einfältig werden. Sein Vater hatte Alles versucht doch einigermaßen einen vernünftigen Menschen aus ihm zu machen, allein vergebens, und selbst das letzte Mittel, was ein deutscher Vater thun kann, ergriff der betrübte Mann: er sandte den ungehobelten Sohn nach Paris. Zwei Jahre hielt sich dieser dort auf, dann kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und wohl hatten die pariser Schneider, Schuhmacher, Friseurs u. s. w. den jungen Deutschen zu einer recht hübschen Puppe bearbeitet, aber sein Verstand war der alte geblieben.

In Mainz mit der Diligence angekommen stieg er im ersten Gasthose ab, sprach nur, und zwar abscheulich schlecht französisch, und ließ, während er sich umkleidete, einen Lohnbedienten rufen. Derselbe erschien, und soll wie man sagt ein Schulcamerad von ihm gewesen sein, doch unser Comte ignorirte dies, und befahl demselben, ihn nach dem Hotel des Herrn P zu führen. „Mein Gott, lieber Herr P, entgegnete ganz erstaunt der Lohnbediente, Sie werden doch die Wohnung Ihres Herrn Vaters wissen, sie ist ja nur wenige Schritte von hier.“ „Bête, sagte der Comte Joli mit einem air capable, je ne connais plus Mayence.“ —

Die zweite ereignete sich am Sylvesterball auf dem Civilcassino. Wie immer waren zu diesem Feste die hohen Militairbehörden der Stadt eingeladen, und der General von Müßling erschien mit seiner Gemahlin gegen neun Uhr auf dem Ball. Die Directoren desselben empfingen den Vicegouverneur auf's Artigste, und luden ihn wie seine Gemahlin ein, auf für sie bereit gehaltene Sessel Platz zu nehmen.

Madame Müßling lehnte dies jedoch ab, es vorziehend sich in das Gewühl zu mengen und dem Tanze zuzusehen. So wie der hier über alle Beschreibung maltraitirte Contretanz geendet, wurde die Generalin im Gedränge mit fortgerissen, und fand sich gleichsam auf einen Stuhl niedergedrückt, um dessen Lehne eine Boa geschlungen war. In diesem Augenblick treten zwei junge Mädchen mit feurigen Wangen, hochklopfenden Busen zur Generalin, und verlangen in recht verständlichen Worten ihren Stuhl, der ja durch ihre Boa belegt sei. Madame Müßling, zwar etwas erstaunt, erhebt sich sogleich, und im Begriff sich zu entfernen, stürzt einer der Balldirectoren erblaßt herbei, fährt die Mädchen mit den Worten: „schämt Euch Ihr Mädchen, habt Ihr denn die Stühle gepachtet?“ barsch an, und sich devot gegen die Generalin

wendend, stottert er: „Verzeihen Ihre Excellenz gnädigst, diese Mädchen waren noch nie in anständiger Gesellschaft.“ Lächelnd verbeugte sich die Generalin — der reiche Herrschel schöpft Athem, und von der Stirne heiß, wischt er den Schweiß. —

Von dem Gutenbergfest, was dich so sehr interessirt, habe ich wenig gesehen, wohl aber das schöne Monument öfters betrachtet, welches dem ersten Buchdrucker hier gesetzt ist. Ich weiß nicht ob Gutenberg das Unglück gehabt, an einem Bruche zu leiden, schließt man von seiner Statue, so könnte man es glauben. Dies ist das Einzige, was mir an derselben mißfiel, und entschuldigt man diesen Uebelstand mit der Tracht, so würde ich es bei weitem mehr entschuldigen, wenn man die Kleidung an jenem Orte etwas modernisirt hätte.

Der in Mainz existirende Veteranenverein, an dessen Spitze der tapfere Prinz Emil von Hessen-Darmstadt steht — derselbe, dem Napoleon bei Leipzig zugerufen haben soll „avance mon roi de Prusse!“ — hat kürzlich eines seiner ältesten Mitglieder verloren, dessen Tod, von dem ich Zeuge war, mich sehr ergriffen hat.

Burkhardt hatte dem Kaiser als Husar gedient, treu und tapfer, aber er war ein leichtsinniger, wilder Soldat. Mehrere Male avancirt,

wurde er seiner tollen Streiche wegen immer wieder cassirt. Als der Kaiser in Fontainebleau abdanke, stand Burkhardt bei Marmont's Armee an der Loire. Er nahm seinen Abschied, und kehrte in die Heimath zurück, wo er sein lüderliches Leben fortsetzte, bis ihn der Tod erreichte. Er war Katholik, aber kümmerte sich wenig um Religion; doch als seine letzte Stunde nicht mehr fern, gab er den Bitten der Seinigen nach, und ließ einen Pfarrer holen. Der Geistliche trat mit mir zugleich in das kleine Zimmer, in welchem der Sterbende lag. Seine Blicke waren starr, doch zuckte ein höhnißches Lächeln um den zusammengezogenen Mund, als der Priester ihn aufforderte zu beichten. „Herr, sagte er, etwas wild, Alles was ich in meinem Leben gethan, bereue ich nicht — es sollte so sein; aber eine Sache ist's, die mir den Tod sauer macht, die ich mir nicht vergeben kann, können Sie es, dann sterbe ich gern. — Doch nein, fuhr er fort, die Faust ballend, „auch Sie können es nicht, denn Sie können so Etwas nicht begreifen.“ „Sprecht mein Sohn, dem Reuigen habe ich Macht zu vergeben.“ Burkhardt richtete sich mit Anstrengung empor, seine Augen belebte eine Art Glanz, der unheimlich aus ihnen leuchtete. „Ich war eines Morgens bei dem General Marmont, als wir an

der Loire standen, Ordonnanz und begleitete ihn zu Pferde an einen Ort, wo sämtliche Officiere dieser Armee sich versammelt hatten. Ich hielt dicht hinter dem General. Er erklärte den Officiern die Sache des Kaisers sei aus, er habe bereits abgedankt. Er beredete sie, ihrem rechtmäßigen Herrscher treu zu sein, kurz er wurde zum heillosen Verräther an seinem Wohlthäter. Da zuckte es mir durch Mark und Bein, ich ergriff meine Pistole, ich wollte den Schuft bestrafen. Zweimal hatte ich sie gespannt, zweimal setzte ich sie in Ruhe; in hundert Schlachten hatte ich nicht gezittert, jetzt war ich kleinmüthig wie ein Kind — Marmont blieb leben, und wenige Tage darauf erfuhren wir die ganze Größe seiner Verrätherei. Sehen Sie Herr Pfarrer, daß ich diesen elenden Menschen nicht erschossen habe, und doch so viele Andere, die nichts verschuldet, das ist's, was ich mir selbst auf dem Sterbebette nicht vergeben kann." Er drehte sich um, heftige Zuckungen bewegten seinen Körper, er schien sehr zu leiden. Noch einmal öffnete er den Mund, und mit den Worten „o der Schuft" gab er seinen Geist auf. Er starb ohne die Sacramente erhalten zu haben. Der Priester entfernte sich stillschweigend, ich betrachtete den alten Soldaten mit Rührung. Da lag er hingestreckt der greise Krie-

ger, im Leben wie im Tode seinem Kaiser treu. Auf seiner behaarten Brust erblickte man mit blau und rothen Puncten den kaiserlichen Adler tätowirt, auf seinen Armen waren Husarenwaffen eingegraben.

Genug von Mainz, und sieh mich nun zuerst an der table d'hôte eines der besten Hotels Frankfurts wieder. Links neben mir sitzt der Obristleutenant de Sennzeille = Soumaigne, der, durch mehrere Heirathen hier reich geworden, ein Freund jenes erbärmlichen General de Rigny ist, welcher sich bei Constantine gebrandmarkt hat. Mein rechter Nachbar ist ein ehrwürdiger Greis; voll freundlicher Runzeln sein Gesicht, sein Wesen so artig als bescheiden — jedoch wer und was er ist, weiß ich noch nicht. Ihm folgt ein holländischer Gesandtschaftssecretair — eine fatale Erscheinung. Schiedamm spiegelt sich treu auf seiner Nase und seinen Wangen ab, heller Mondenschein leuchtet auf dem ergrauten Schädel. Uns Vieren gegenüber sitzen drei Preußen; der Eine ist Attaché, der Andere ein eingebildeter Artillerieofficier, und der Dritte ein noch eingebildeterer Gardeofficier aus Berlin.

Man sprach über Dies und Genes, man sprach, wie man unter den Augen des heiligen Bundes sprechen darf. Ich war mis'muthig, meine Gedanken weilten ganz wo anders, als ich von einem

meiner Nachbarn aufgefordert ward, auch meine Meinung über das Project des heiligen Bundes: Rastadt zu einer seiner Festungen machen zu wollen, abzugeben.

Die Wirkung meiner Antwort war auf die eben beschriebene Gesellschaft von eigner Art. So recht diabolisch lachte der Franzose, und rieb sich die Hände; des Holländers Gesicht färbte sich bis zum höchsten Incarnat, und ein dumpfes, wenn ich recht gehört „verdamm mich“ drängte sich durch die grau-rothen Lippen. Den drei preussischen Unterthanen aber entfuhr das ihrem Stande so eigenthümliche „auf Ehre“, und was sie sonst noch murmelten, verstand ich nicht, wohl aber sah ich, daß die beiden Officiere dabei ihre Schnurbärte drehen. Ja selbst der Attaché griff, wahrscheinlich ein Gleiches zu thun, an den Ort, wo er hätte einen Schnurbart haben können, allein nur einen weichen Flaum berührte er, der sparsam die mit der Ehre so freigebigen Lippen umgab. — Mein rechter Nachbar sah mich erstaunt an — es lag viel in seinem Blick. Ich aber verließ den Salon, begab mich auf mein Zimmer, und traf die letzten Vorkehrungen zu meiner Abreise.

Noch damit beschäftigt, klopfte es hastig an der Thür. Ich öffnete, mein rechter Nachbar an der

table d'hôte stand vor mir. „Ich bin,“ redete er mich an, der Baron v. S. . . . , und nehme Theil an Ihnen, junger Mann, weil sie mir gefallen, weil ich viel an ihnen wahrnehme, was mir meine Jugendjahre lebhaft zurückruft. Ich war wie Sie — jetzt aber habe ich mehr erlebt, mehr Erfahrungen gemacht als Sie. Folgen Sie meinem Rath, verlassen Sie augenblicklich die Stadt, Frankfurt ist ein gefährliches Pflaster für Sie.“

Ich wollte Einwendungen machen, ich wollte Aufklärung haben, er fuhr aber fort „Ist es Ihnen genug, wenn ich Sie auf meine Ehre versichere, daß ich Ihnen diesen Rath aus guten Gründen gebe, daß ich Ihnen denselben nicht allein heute, nein gestern, vorgestern schon gegeben haben würde, hätte ich passende Gelegenheit gehabt Sie zu sprechen?“

Der Mann sprach so überzeugend, es lag so etwas Besorgliches in seinen Worten, seinem ganzen Wesen, daß ich ihm die Hand reichend erwiderte: Ich reise in einer Stunde und — plötzlich ging mir ein Licht auf — Ha! sollte? . . . Herr Baron meinen herzlichsten Dank, darf ich Sie wiedersehn? „Ich wohne in L. . . . drei Meilen von Mainz — leben Sie wohl.“

Du kannst Dir denken, daß ich nicht säumte,

und trotz des gräßlichen Wetters, trotz geschwollener Füße stieg ich in den Wagen, und befinde mich seit gestern, allerdings sehr angegriffen, hier.

Mannheim gehört, wie allgemein angenommen, zu den schönen Städten Deutschlands, die mir aber nicht gefallen. Ihre geraden Straßen, ihre alle einander sich gleichenden Häuser, ihre Lage in einer ganz monotonen Ebene, an dem hier noch nicht schönen Rheinstrom, und dem Neckar, der seine Schönheit hier verloren, hat sie für mich etwas gezwungen Abgemessenes, was ich nun einmal nicht liebe. Ihre Lebhaftigkeit verliert sich in den breiten Straßen, und so erscheint die Stadt ungleich todter, als sie wohl eigentlich ist.

Ein Mißverständniß führte mich in einen Gasthof, den ich durchaus keine Gelegenheit fand, loben zu können. Es ist dies der „russische Hof“. Finstre Zimmer, schlechte Bedienung und ganz mittelmäßiges Essen muß man theuer bezahlen, und hätte ich nicht zufällig in dem gegenüberliegenden „rheinschen Hof“, ein schönes vis à vis gehabt, ich wäre am ersten Tage nach dem Pfälzer Hofe umquartirt, der unbedingt der erste und beste Gasthof der Stadt ist.

Das böse Wetter hielt an, so lange ich mich in Mannheim aufhielt; Regen und Schnee fiel ab

wechselnd den ganzen Tag vom grauen Himmel herab, und ein schneidend kalter Wind war ihr steter Begleiter. Ich sah daher selbst von dem wenig Sehenswerthen eigentlich nichts, als eines Abends das Theater, und beim Zuhausegehn in dunkeln Umriffen das grandiose Schloß.

Wie in ganz Deutschland mit jedem Jahre das Schauspiel mehr und mehr herabkommt, so ist auch die Mannheimer Bühne von ihrer Berühmtheit zu einer großen Mittelmäßigkeit gelangt, und höchst wahrscheinlich wäre sie ganz schlecht, wenn die Großherzogin Stephanie hier nicht residirte. Sie ist, die mit vielen Opfern sich des Theaters annimmt, und mit Recht verehrt man allgemein die hohe Dame, die neben vielen andern lobenswerthen Eigenschaften auch einen Hof hier hält, der frei von lächerlichem Ceremoniell Fremden wie Einheimischen leicht zugänglich ist. Diesem Umstande hat es Mannheim wohl hauptsächlich zu verdanken, daß viele fremde Familien, namentlich englische, sich hier aufhalten.

Mit diesen immermehr zunehmenden Uebersiedelungen der Briten nach dem Continent hat es seine eigne Bewandniß. Möge sich nur Niemand einbilden, daß von allen den Engländern, die sich in diesen Theilen Deutschlands einnisten, es ein Einz-

ger auf Rath seines Arztes that, oder wie man gewöhnlich von ihnen selbst hört: pour changer d'air. Die meisten Engländer, die hier den Winter über bleiben, sind, wenn sie aus vornehmen Familien stammen, total mit ihren Finanzen in England zerfallen, und haben nur noch gerade genug in Deutschland anständig leben zu können. Die zweite und größere Classe bilden in der Regel emporgekommene Handwerker. Ihr erworbenes Vermögen ist auf der Insel nicht hinreichend, um mit den Revenüen davon allein zu leben: zu faul aber, um ferner zu arbeiten, tritt der Londoner Schneider oder Schuhmacher oder was er sonst für ein einträgliches Metier getrieben, mit seiner gewöhnlich zahlreichen Familie den Weg nach Deutschland an, und da gilt er etwas, denn er ist im Verhältniß zu England siebenmal reicher geworden! Die dritte Classe endlich besteht aus jungen Leuten, deren Vatern ungeheure Reichthümer besitzen, ihre Söhne mit aller Sorgfalt erziehn lassen, die aber in Folge ihres Gewerbes, welches gewöhnlich in der Bierbrauerei besteht, keinen Zutritt in diejenigen Gesellschaften finden können, in welche sie nach ihren Begriffen und ihrem Gelde sich stellen möchten. Diese Art junger Leute gibt es viele bei uns, und was ihnen im Vaterlande nicht möglich, gelingt ihnen hier: sie haben vermöge ihrer Pfunde Eintritt in

die vornehmsten Cirkel. Ist nun nicht Mannheim eine der passendsten Städte für diese Arten von Engländer? Der in seinen Finanzen zerrüttete Lord findet und sieht in den Gemächern der Großherzogin Stephanie das wieder, was er in England verloren, und worüber er dort einst selbst gebot; der überreiche, stolze Bierbrauerssohn sieht seine heißesten Wünsche gekrönt, indem er Zutritt an einem Hofe hat; und der Rest findet seine Rechnung in der wohlfeilen Lebensart, und sein Wohlbehagen an dem schmeichelhaften Benehmen, das man, wenn auch nicht gerade ihm, wohl aber, erbärmlich genug, seinen Guineen hier angedeihen läßt.

Ganz natürlich kann man das eben Gesagte nicht so allgemein auf die Bäder Deutschlands anwenden, obgleich auch dort nicht lauter Lords und Ladys wandeln. Vor zwei Jahren begegnete mir in Baden in dieser Beziehung etwas Drolliges. Ich war längere Zeit mit einem jungen englischen Marquis in Italien zusammengereist, und als mich dringende Geschäfte schleunig von Venedig abriefen, versprachen wir gegenseitig im Spätfommer in Baden uns wiederzusehen. Vergebens hatte ich schon mehrere Wochen auf den Marquis gewartet, und gewiß ich wäre längst abgereist, wenn mich nicht das reizende Baden selbst, mehr aber noch eine schottis-

sche Familie, und in ihr Miß Marie, eine liebliche Blondine, gefesselt hätte.

Durch das tägliche Zusammensein mit der Familie gelang es mir mit Miß Marie bekannter zu werden als es wohl gewöhnlich zu geschehen pflegt, und ich mußte die Unwahrheit sagen, wenn sie sich mir nicht immer als ein höchst wohlerzogenes, gescheutes und liebenswürdiges Mädchen gezeigt. Die Familie lebte anständig, aber äußerst zurückgezogen, und ich erinnere mich sie nur selten auf den Promenaden gesehen zu haben.

In dieser Zeit kam endlich der Marquis aus Italien, allein vorgefundene Briefe riefen ihn nach England. In der Eile zeigte ich ihm von den tausend Schönheiten Badens nur die nächsten und reizendsten, worunter ich Lichtenthal nenne. Zufällig begegneten mir in der Allee dorthin Miß Marie mit ihrer Familie. Ich grüßte freundlich und artig, allein die ganze Familie schien erschreckt und eilte rasch an uns vorüber. „Kennen Sie Jene dort, fragte mich lächelnd der Marquis, und wissen Sie, wer sie sind?“ Ich erzählte ihm, was mir von der Familie bekannt war, und ärgerte mich über seine beißenden, trocknen Bemerkungen, mit denen er mich stets unterbrach. „Nun, sagte er endlich, so wissen Sie denn, daß jener schottische Familienvater ein

durchtriebener, und lange Zeit mein eigener Schneider in London gewesen ist, der dreimal Bankerott gemacht, der jedesmal großartiger wieder angefangen, und zuletzt außerordentlich reich die Insel mit dem Continent vertauscht hat, weil man seinen Spitzbübereien auf die Spur gekommen war, und ihn wahrscheinlich eingestekt hätte. Miß Marie ist ein scheinheiliges, schönes Mädchen; sie war die Geliebte eines meiner Freunde, der Vaterfreuden mit ihr erlebte, zugleich aber auch der beste Kunde ihres Vaters war." Am andern Morgen verließen wir Baden, ich habe die honette Schneiderfamilie nicht wiedergesehen. —

Das Innere des Mannheimer Theaters hat ganz meinen Geschmack und besitzt vor so vielen andern Schauspielhäusern den großen Vorzug, bequeme Sitze in den Logen zu haben. Man gab den aus dem französischen mit vielen schlechten Veränderungen und Weglassungen übersehten: Casanova auf dem Fort St. Andrae in Venedig. Es wird schwer halten dieses Stück auf einer deutschen Bühne gut zu geben, die Turnüre und das Costüm jener Zeit ist ein wahres Unglück für unsere Schauspieler; Männer und Weiber erscheinen mir immer darin wie Marionettenpuppen. Wenn ich nicht irre gab sich Herr Meier — Casanova — viele Mühe; ich möchte ihm rathen, wenn er beabsichtigt

diese Rolle ferner zu spielen, die Memoiren Casanova's mit gehöriger Aufmerksamkeit zu studiren; aus ihnen wird er gewiß lernen, wie Casanova war, wie er aufzutreten pflegte, und wie er daher am besten wiederzugeben ist, dies Alles hat bis jetzt Herr Meier nur theilweise begriffen. Daß an jenem Abend noch mitwirkende übrige Personale ist nicht der Rede werth, dagegen soll die Oper besser besetzt sein, leider gab man keine während meiner Anwesenheit. Ein Fräulein Schrickel wird unter besonderer Protection der Großherzogin Stephanie für die hiesige Oper jetzt gebildet, und Alles soll sich bei dieser jungen Künstlerin in so harmonischem Einklange vereinen, daß sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. —

Auf dem Rückwege aus dem Theater nach dem Gasthose hatte ich mich so verirrt, daß ich mich gezwungen sah, einen Vorübergehenden nach dem rechten Weg zu fragen. Es war ein Officier in Uniform, den ich höflich bat mir zu sagen, wo der russische Hof sei. Dem Krieger schien ich nicht gelegen zu kommen, er erwiderte mit einem grimmigen Gesicht, daß er es selbst nicht genau wisse, doch war er so artig einen jungen Menschen, der in diesem Augenblick an uns vorüberging, anzuhalten, und es begann folgendes Gespräch:

Offizier: Weiß Er nicht, wo der russische Hof ist?

Civilist: Das wird Er so gut wissen, wie ich!

Offizier: Nehm' Er sich in Acht, Er wird ein paar Ohrfeigen bekommen.

Civilist: Dann hat Er sie doppelt zurück zu erwarten.

Der Offizier hatte bei diesen Worten die Hand an dem Degen, der Civilist stand ruhig vor ihm und beschrieb mir, als ich ihm darum gebeten, die Lage des russischen Hofes, während der Offizier sich entfernte. Das war ja eine recht erbauliche Unterhaltung, dachte ich bei mir selbst, und im Begriff noch weitere Betrachtungen darüber anzustellen, störte mich ein leichtfertiges Mädchen mit einer wahrhaft rührenden Einladung zu einem Spaziergang unter den Colonnaden des Kaufhauses. Ich schlug's nicht ab, denn sie war reinlich und nett angezogen, und hatte auch kein übles Gesicht. Wir umgingen einige Male das Gebäude, und da war denn Allerlei zu sehn. Doch als meine Schöne mir Gott weiß was für Anträge machte, dankte ich und schlich durch die todten Straßen nach meinem Hotel.

Im Salon saßen noch einige Herren, deren

Unterhaltung mich bewog an ihrem Tische Platz zu nehmen, und von dem, was ich hier hörte, will ich Dir Einiges mittheilen.

Vielleicht gibt und gab es wenig Männer, die mit einem hohen Edelmuth und vielem Verstande soviel Lächerlichkeiten verbanden, als der vor einigen Jahren gestorbene Oberhofrichter in Mannheim, Freiherr von Drais. Es wurden eine Menge Anekdoten von ihm erzählt, ich wähle nur eine davon.

Herr von Drais hatte unter unzähligen Eigenheiten auch die sonderbare Idee, durch keine andere als eine Flügelthür in einen Saal oder Zimmer, wo er Amtsgeschäfte zu versehen hatte, treten zu wollen, wobei jedesmal zwei Bediente in großherzoglicher Hoflivree — ein Vorrecht seiner Stellung — die Flügel öffneten und schlossen. Als er nun einst in Freiburg ein wichtiges Geschäft abzumachen hatte, zeigte man ihm an, daß in den dazu bestimmten Saal keine Flügelthüren führten. Seine Function, die er hier versehen sollte, war wichtig, daher hielt der Oberhofrichter höchstwahrscheinlich eine Flügelthür doppelt nothwendig, und er fand einen drolligen Ausweg. Aus seinem Zimmer führte eine gewöhnliche Stubenthür in den Sitzungssaal, und durch diese beschloß Herr von Drais seinen Eintritt in denselben zu bewerkstelligen. Nach

vielen Bemühungen war es seiner dienenden Umgebung auf seinen Befehl gelungen, einen ungeheuren alten Kleiderschrank zu miethen, dessen Rückseite man herausnahm, und ihn in den Sitzungssaal der Art vor die Thür des Oberhofrichters stellte, daß er aus derselben bequem in den Schrank treten konnte. Der wichtige Tag erschien, man erwartete nur noch den Oberhofrichter, und zerbrach sich allgemein die Köpfe, was seine Bedienten bewegen konnte, vor einem Kleiderschranke Wache zu halten. Doch plötzlich öffneten sich die Flügelthüren desselben, der Herr Oberhofrichter trat schnell durch dieselben in den Saal, indem noch schneller die Bedienten sie wieder schlossen. —

Trotz einiger privilegirten Häuser, die es in Mannheim geben soll, befinden sich dennoch eine Menge leichtsinniger Mädchen in der Stadt, die ihre Gunst, je nach Schönheit und Gestalt, oder nach Gelegenheit und Verhältnissen, feil bieten. Diese Mädchen, was sehr zu loben ist, stehen ebenfalls unter einer speciellen Controлле der Polizei. Jeder Polizeidiener hat von diesen Dirnen eine oder mehrere zur besondern Aufsicht, und ist verpflichtet monatlich schriftlichen Rapport über ihre Aufführung u. s. w. einzureichen. Verzeihe mir, mein

Freund, daß ich einen solchen Rapport, wie er vor kurzem der Polizei eingereicht ist, copire:

1) Jeanette Bauchhannes, ernährt sich mit Wollust als Freudemädchen.

2) Susanna Duttenhöfer desgl.

Der Name des rapportirenden Polizeidieners ist mir entfallen, er soll schon mehrere derartige Proben seines Witzes geliefert haben. Unter andern auch eine höchst komische Beschreibung der Arrestation eines Engländers, den er nach Mitternacht auf dem Marktplatz mit einem Fernrohr den Himmel beobachtend angetroffen, ihm dies verboten, und in Folge des darüber entstandenen Streites denselben auf die Wache geführt hat. Doch ist ihm dieser Spaß schlecht bekommen.

Als eine besondere Eigenheit der bürgerlichen Gesellschaft Mannheims ist wohl Folgendes zu bemerken. Fast immer ist es als sicher anzunehmen, daß wenn ein hiesiger Bürger mit seiner Frau spaziren fährt, am Tage vorher Zank, wohl gar Thätlichkeiten unter den Eheleuten stattgefunden. Die Spazierfahrt gleicht gewöhnlich die ehelichen Mißverständnisse wieder aus, und zum Ruhme der Mannheimer Bürger muß es gesagt werden, daß diese verhängnißvollen Spazierfahrten jetzt seltener sind als früher.

Man klagt hier fast durchgängig über den abnehmenden Handel und schiebt diesen Umstand, ob mit Recht oder Unrecht weiß ich nicht, allein dem großen Zollverbände zu. Geflagt wird nun aber in der ganzen Welt, und wo ist ein Ort, ein Mensch nur, der zufrieden wäre?

So schlimm als es die Mannheimer machen, wird es wohl nicht sein, denn wäre es so, warum baute man gerade jetzt einen so kostspieligen Hafen? Daß aber über kurz oder lang der Handel und die Fabriken der Zollverbündeten außer Preußen einen ungeheuren Stoß erleiden werden, das ist gewiß, und dieser Augenblick tritt ein, sobald der schon lange unterhandelte Handelsvertrag zwischen Preußen und Holland ratificirt ist. Dann erst genießt Preußen den wahren Nutzen des großen Zollverbands. Daß Preußen sich so viel Mühe gegeben, sich in so vielen Angelegenheiten willfährig gezeigt, so viele rothe Adler, nach allen Seiten gesandt, um jenen großartigen Staatsstreich auszuführen, der ihm eine gewaltige Autorität über den ganzen Handel des Verbands sichert, bedarf wohl keines Commentars. Aber dieser Staat hat Recht — Jeder ist sich selbst der Nächste, und in Preußen weiß man das am Besten!

Ich kann mich nicht von Mannheim trennen, ohne Dir, lieber Richard, über Schiller noch etwas zu sagen. Ich weiß ja, wie sehr Du ihn verehrst und Alles mit Interesse hörst, was über ihn handelt. Zufällig lernte ich Jemand hier kennen, der ihn genau gekannt hat, und es war mir angenehm mich mit ihm über unsern vortrefflichen Schiller unterhalten zu können.

Sein Leben in und bei Mannheim hatte viel Dorniges für den Dichter, d. h. er war immer ohne Geld. Der bekannte Buchhändler Schwan nahm sich seiner nach Kräften an und war vielleicht derjenige, der ihn durch Vorschüsse und eine freundliche Aufnahme in seinem Hause nicht ganz verzweifeln ließ, denn unser Poet soll nahe daran gewesen sein.

Schiller hatte seinen Fiesko beendet und kam mit ihm zur Stadt, um ihn vor einer Gesellschaft sachkundiger Männer vorzulesen. Mannheim hatte in jener Zeit deren viele und so schön Schiller dichtete, so schlecht las er vor. Iffland fand nichts besonderes an dem Stücke, auch alle Uebrige ließ es kalt, doch war es der Erstere, der das Manuscript sich ausbat, um es mit nach Hause zu nehmen. Drei Tage darauf ließ nun Iffland selbst in derselben Gesellschaft den Fiesko vor, da nun erhielt

derselbe allgemeinen Beifall und seine Aufführung ward beschlossen. Unser Dichter bekam von Herrn Schwan noch sieben Louisd'or auf den Fiesko heraus — er ging nach Rudolstadt und seinem Glück entgegen.

Von dort aus, als sich seine Umstände verbessert, schrieb er einen außerordentlich ergreifenden Brief an den alten Buchhändler Schwan, gestand ihm darin die Liebe zu seiner Tochter, und bat um ihre Hand, was früher zu thun er nicht hätte wagen können. Herr Schwan, ein Ehrenmann und Original, laß diesen Brief mehrere Male durch, legte ihn dann vor sich, klingelte seinem Bedienten, und befahl seine Tochter zu rufen. Sie erschien; Herr Schwan legte sich an die Lehne seines großen Sessels und gab ihr Schillers Brief zu lesen, indem er sie aufmerksam beobachtete. Das Mädchen schien gerührt, Thränen strömten über ihre Wangen, sie stürzte mit den Worten: Vater ich kann nicht! zu seinen Füßen, und war außer sich. Nun, nun meine Tochter was gibt es denn, soll der besorgte Mann gesagt haben, sonst seid Ihr Mädchen doch nicht so böse, wenn sich's um's heirathen handelt. „Vater, schluchzte sie, beim Allmächtigen ich darf nicht, ich kann nicht — ich bin schwanger.“ So meine Tochter,

ei sag mir doch vom wem? „Ein pfälzischer Lieutenant, mein Vater, hat“

Herr Schwan schrieb unserm guten Schiller diesen Umstand, und bedauerte es sehr statt ihm einen pfälzischen Lieutenant zum Schwiegerohn bekommen zu haben.

Vergiß nicht, lieber Richard, wenn Du selbst einmal nach Mannheim kömmt, außer dem Schloß und Theater noch eine gut gearbeitete Gruppe von Stein auf dem Marktplatz, die um einen leeren Springbrunnen aufgestellten ehernen Statuen auf dem Paradeplatz, die Hofkirche und das Arsenal zu besuchen, vielleicht interessirt Dich dies mehr, als mich. Ich eile nach Heidelberg, dort hoffe ich Briefe von Dir zu finden.

Heidelberg, den 28. März 1838.

Welche Freude haben mir nicht Deine Briefe gemacht, mein lieber Freund! Ich erhielt sie in dem Augenblicke, wo ich mich anschickte, das herrliche Schloß zu besteigen, denn die Sonne schien, und das wollte ich benutzen. Da oben nun im Angesicht dieser prächtigen Ruinen las ich noch einmal Alles das, was Du mir geschrieben, und wenn